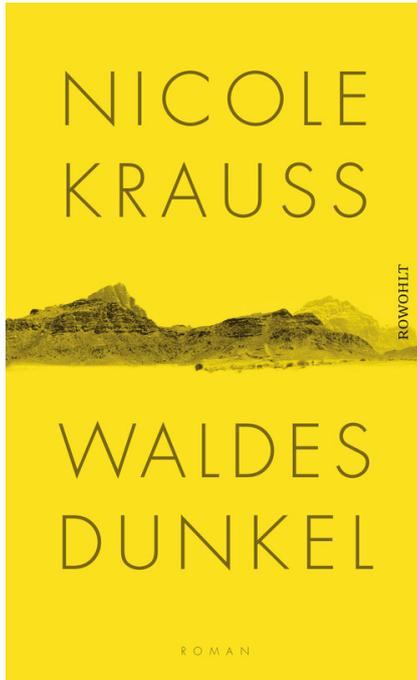


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-03576-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Nicole Krauss

Waldes Dunkel

Roman

Aus dem Englischen von Grete Osterwald

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem
Titel «Forest Dark» bei HarperCollins, New York.
Sämtliche in diesem Roman zitierten Stellen aus den Werken
Franz Kafkas wurden der *Kritischen Ausgabe der Werke von
Franz Kafka*, herausgegeben von Gerhard Neumann, Jost
Schillemeit, Sir Malcolm Pasley und Gerhard Kurz, erschienen im
S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1982–2013, entnommen.

1. Auflage März 2018

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«Forest Dark» Copyright © 2017 by Nicole Krauss

Foto auf Vor- und Nachsatz Galit Julia Aloni

Satz Adobe Garamond PostScript (InDesign)

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 03576 1

EINS

Ayeka

Zur Zeit seines Verschwindens hatte Epstein seit drei Monaten in Tel Aviv gelebt. Niemand hatte seine Wohnung gesehen. Seine Tochter Lucie war mit ihren Kindern zu Besuch gekommen, doch Epstein brachte sie im Hilton unter, wo er sie zu üppigen Frühstücken traf, bei denen er nur am Tee nippte. Als Lucie fragte, ob sie nicht mal bei ihm vorbeikommen könne, hatte er abgewiegelt und erklärt, es sei klein und bescheiden, nicht dazu geeignet, Gäste zu empfangen. Noch verstört wegen der späten Scheidung ihrer Eltern, hatte sie ihn mit zusammengekniffenen Augen angesehen – nichts an Epstein war je klein oder bescheiden gewesen –, aber trotz ihres Argwohns hatte sie sich damit abfinden müssen, wie auch mit all den anderen Veränderungen, die über ihren Vater gekommen waren. Am Ende waren es die Beamten der Kriminalpolizei, die Lucie, Jonah und Maya in die Wohnung ihres Vaters führten, die sich, wie sich herausstellte, in einem verfallenden Gebäude nahe dem alten Hafen von Jaffa befand. Die Farbe blätterte ab, und die Dusche zielte direkt auf die Toilette. Eine Kakerlake stolzierte majestätisch über den Steinboden. Erst nachdem der Kriminalbeamte mit dem Schuh draufgetreten hatte, kam es Maya, Epsteins jüngstem und intelligentestem Kind, in den Sinn, dass sie, die Kakerlake, vielleicht die Letzte gewesen war, die ihren Vater gesehen hatte. Wenn Epstein überhaupt je wirklich dort gelebt hatte – die einzigen Dinge, die darauf hindeuteten, waren ein paar von der feuchten, durch ein offenes Fenster eindringenden Luft verzogene Bücher und ein Fläschchen der Coumadin-Tabletten, die er eingenommen hatte, seit fünf Jahre zuvor ein Vorhofflimmern entdeckt worden war. Man hätte den Ort kein Dreckloch nennen können, und doch hatte er mehr mit den Slums von Kalkutta gemein als mit den Räumen, in denen seine Kinder mit ihrem Vater an der Amalfiküste oder

auf dem Cap d'Antibes gewesen waren. Obwohl, wie jene anderen Räume bot auch dieser einen Blick aufs Meer.

In diesen letzten Monaten war Epstein schwer erreichbar gewesen. Seine Antworten kamen nicht mehr prompt, egal, zu welcher Tages- oder Nachtzeit. Wenn er bis dahin immer das letzte Wort gehabt hatte, so weil er nie eine Antwort schuldig geblieben war. Doch allmählich wurden seine Nachrichten seltener. Die Zeit dazwischen dehnte sich aus, weil sie sich in ihm ausdehnte: die vierundzwanzig Stunden, die er einst mit Gott und der Welt gefüllt hatte, wurden durch einen Maßstab von Jahrtausenden ersetzt. Seine Familie und Freunde gewöhnten sich an sein unregelmäßiges Schweigen, und so schlug niemand gleich Alarm, als er sich in der ersten Februarwoche gar nicht mehr meldete. Am Ende war es Maya, die nachts mit dem Gefühl aufwachte, es liefe ein Zittern durch den unsichtbaren Draht, der sie noch immer mit ihrem Vater verband, und Epsteins Cousin bat, nach ihm zu sehen. Moti, der in den Genuss vieler tausend Dollar von Epstein gekommen war, streichelte dem schlafenden Lover in seinem Bett über den Hintern, dann zündete er sich eine Zigarette an und zwängte seine nackten Füße in die Schuhe, denn obwohl es mitten in der Nacht war, freute er sich über die Gelegenheit, Epstein von einem neu aufgetanen Investment zu erzählen. Doch als Moti bei der auf die Hand gekritzelten Adresse in Jaffa ankam, rief er Maya zurück. Es müsse ein Irrtum sein, sagte er ihr, ausgeschlossen, dass ihr Vater in einer derartigen Absteige lebe. Maya telefonierte mit Epsteins Anwalt Schloss, dem Einzigen, der überhaupt noch etwas wusste, aber der bestätigte die Adresse. Als Moti schließlich die junge Mieterin im ersten Stock aus dem Bett scheuchte, indem er einen kurzen dicken Finger stur auf die Klingel gedrückt hielt, bestätigte sie ihrerseits, dass Epstein die letzten paar Monate tatsächlich über ihr gewohnt habe, aber es sei etliche Tage

her, seit sie ihn zuletzt gesehen oder vielmehr gehört hatte, denn das Geräusch seiner nachts über ihre Decke wandernden Schritte war ihr eine vertraute Gewohnheit geworden. Obwohl sie es nicht wissen konnte, während sie verschlafen an der Tür stand und mit dem zur Glatze neigenden Cousin ihres Nachbarn von oben sprach, sollte die junge Frau sich im Zuge der nunmehr rasant eskalierenden Ereignisse an das Geräusch vieler Leute gewöhnen, die über ihrem Kopf ein und aus gingen, um wieder und wieder die Schritte eines Mannes zu verfolgen, den sie kaum kannte und dem sie sich doch seltsam nahe gefühlt hatte.

Die Polizei behielt den Fall nur einen halben Tag, ehe er vom Schin Bet übernommen wurde. Schimon Peres persönlich rief die Familie an, um zu sagen, dass Berge versetzt würden. Der Taxifahrer, der Epstein sechs Tage zuvor abgeholt hatte, wurde ausfindig gemacht und zum Verhör gebracht. Zu Tode erschrocken, lächelte er die ganze Zeit, dass seine Goldzähne blitzten. Später führte er die Schin-Bet-Kriminalisten zu der Straße am Toten Meer, und nach einigen Verwirrungen wegen versagender Nerven gelang es ihm, die Stelle zu lokalisieren, wo er Epstein abgesetzt hatte, eine Kreuzung nahe den kahlen Hügeln auf halber Strecke zwischen den Höhlen von Qumran und Ein Gedi. Die Suchtrupps schwärmten in die Wüste aus, doch alles, was sie fanden, war Epsteins leere Aktentasche mit seinem Monogramm, was, wie Maya es ausdrückte, die Möglichkeit seiner Transsubstantiation nur umso realer erscheinen ließ.

Während jener Tage und Nächte waren seine Kinder, versammelt in den Gemächern der Hilton-Suite, hin und her gerissen zwischen Hoffnung und Schmerz. Irgendein Telefon klingelte immer – Schloss allein bediente drei –, und jedes Mal klammerten sie sich an die jüngste durchgegebene Information. Jonah, Lucie und Maya erfuhren Dinge über ihren Vater, die sie nicht gewusst hatten. Aber am Ende ka-

men sie der Beantwortung der Frage nicht näher, was er mit alldem beabsichtigt habe oder was aus ihm geworden sei. Im Lauf der Tage hatten die Anrufe nachgelassen und keine Wunder gewirkt. Allmählich stellten die Kinder sich auf die neue Realität ein, in der ihr Vater, der im Leben so stabil und entschieden gewesen war, sich mit einem äußerst dubiosen letzten Akt verabschiedet hatte.

Es wurde ein Rabbi bestellt, der ihnen auf Englisch mit schwerem Akzent erklärte, das jüdische Gesetz verlange absolute Gewissheit über den Tod, ehe die Trauerriuale befolgt werden könnten. In Fällen, in denen es keine Leiche gab, mochte ein Zeuge des Todes genügen. Und selbst ohne Leiche und ohne Zeugen genügte ein Bericht, dass die Person von Dieben getötet, ertrunken oder von einem wilden Tier verschleppt worden sei. Aber in diesem Fall gab es keine Leiche, keinen Zeugen, keinen Bericht. Weder Diebe noch wilde Tiere, soweit irgendjemand wusste. Nur eine unergründliche Abwesenheit, wo einst ihr Vater gewesen war.

Niemand hätte sich das vorstellen können, und doch erschien es letztlich als ein passendes Ende. Der Tod war zu klein für Epstein. Rückblickend nicht einmal eine reale Möglichkeit. Im Leben hatte er den ganzen Raum eingenommen. Er war nicht zu groß dimensioniert, nur einfach unbeherrschbar. Es gab zu viel von ihm, er quoll ständig über. Alles strömte nur so aus ihm heraus: die Leidenschaft, die Wut, die Begeisterung, die Verachtung gegenüber Menschen und die Liebe zur gesamten Menschheit. Streit war das Medium, in dem er aufgewachsen war, und er brauchte ihn, um zu wissen, dass er lebte. Mit drei Vierteln derer, die er ins Herz geschlossen hatte, zerstritt er sich; wer blieb, konnte nichts falsch machen und wurde auf ewig von Epstein geliebt. Ihn zu kennen bedeutete, entweder von ihm zerquetscht oder wahnsinnig aufgebläht zu

werden. Man erkannte sich selbst in seinen Beschreibungen kaum wieder. Er hatte eine lange Reihe von Schützlingen. Epstein blies ihnen seinen Atem ein, sie wurden groß und größer, wie jeder, den er zu lieben beschloss. Am Ende flogen sie wie Ballons bei Macy's Thanksgiving-Parade. Aber dann, eines Tages, verfrachten sie sich in Epsteins hohem moralischem Geäst und platzten. Von da an waren ihre Namen verflucht. In seinen inflationären Gewohnheiten war Epstein zutiefst Amerikaner, in seinem mangelnden Respekt vor Grenzen und seinem Tribalismus jedoch nicht. Er war etwas anderes, und dieses andere führte ständig zu Missverständnissen.

Trotzdem hatte er eine Art, Leute mitzureißen, sie auf seine Seite zu bringen, unter den breiten Schirm seiner Politik. Er leuchtete von innen und strahlte dieses Licht so unbekümmert aus wie jemand, der es nicht nötig hat zu knausern oder zu sparen. Mit ihm zusammen zu sein, war nie langweilig. Seine Lebensgeister schwellen an und ab und wieder an, sein Temperament loderte, er war nachtragend, aber nie weniger als absolut vereinnahmend. Er war unendlich neugierig, und wenn sein Interesse an etwas oder jemandem geweckt war, ging er den Dingen erschöpfend auf den Grund. Er zweifelte nie daran, dass alle anderen sich ebenso für diese Themen interessierten wie er selbst. Doch nur wenige konnten seiner Ausdauer standhalten. Am Schluss waren es stets seine Tischgefährten, die zuerst darauf drängten, nach Hause zu gehen, und selbst dann folgte Epstein ihnen noch aus dem Restaurant hinaus, mit dem Finger in die Luft stechend, begierig, seine Sache auf den Punkt zu bringen.

Er war immer und bei allem der Erste gewesen. Wenn seine natürlichen Anlagen nicht reichten, brachte er sich durch schiere Willenskraft dazu, die eigenen Grenzen zu überschreiten. Als junger Mann war er zum Beispiel kein geborener Redner gewesen; ein Lispeln kam ihm in die Que-

re. Auch war er keine Sportlernatur. Aber es gelang ihm, früh in beiden Dingen, und besonders in diesen, zu glänzen. Das Lispeln wurde überwunden - nur wenn man mit ganz feinem Ohr hinhörte, konnte man noch eine leichte Verschleifung infolge der Operation entdecken, die er hatte vornehmen lassen -, und viele Stunden Training und das Trimmen eines schlaun, mörderischen Instinkts machten ihn zum Meister im Leichtgewichtringen. Wenn er auf eine Wand stieß, warf er sich so oft dagegen und rappelte sich wieder auf, bis er eines Tages geradewegs hindurchmarschierte. Diese Verbindung von ungeheurem Druck und Anstrengung war hinter allem zu spüren, was er tat, und doch erschien das, was bei jedem anderen wohl nach Eifer ausgesehen hätte, bei ihm als eine Form von Anmut. Schon als Junge waren seine Bestrebungen gargantuesk gewesen. In der Siedlung von Long Beach, Long Island, in der er aufwuchs, hatte Epstein auf zehn Häuser eine monatliche Abschlagszahlung erhoben, gegen die er, bei einem Limit von zehn Stunden pro Monat, rund um die Uhr verfügbar war, um seine Dienste zu verrichten, ein immer umfangreicher werdendes Angebot, das er säuberlich gelistet mit den Abrechnungen herumschickte (Rasenmähen, Hundeausführen, Autowaschen, sogar verstopfte Toiletten reinigen, denn er kannte keine Hemmschwelle). Er würde endlos Geld haben, weil das sein Schicksal war; lange bevor er in Geld einheiratete, wusste er schon genau, was damit anzufangen war. Mit dreizehn kaufte er sich von seinen Ersparnissen einen blauen Seidenschal, den er so lässig trug wie seine Freunde ihre Turnschuhe. Wie viele Leute wissen denn etwas mit Geld anzufangen? Seine Frau Lianne war allergisch gegen das Vermögen ihrer Familie gewesen; es ließ sie starr und stumm werden. Sie hatte ihre frühen Jahre damit zugebracht, ihre Fußspuren in formalisierten Gärten zu verwischen. Aber Epstein brachte ihr bei, was man damit anfangen konnte. Er kaufte einen Rubens,

einen Sargent, eine Mortlake-Tapisserie. Er hängte sich einen kleinen Matisse in die Ankleide. Unter einer Ballerina von Degas saß er ohne Hose. Es war keine Frage von Grobschlächtigkeit oder dass er nicht in seinem Element gewesen wäre. Nein, Epstein war sehr geschliffen. Er war nicht geläutert – er verspürte nicht den geringsten Wunsch, seine Unreinheiten zu verlieren –, aber er war auf Hochglanz poliert. Im Vergnügen sah er nichts, dessen man sich schämen musste; seines war groß und echt, daher konnte er sich auch unter den erlesensten Dingen zu Hause fühlen. Jeden Sommer mietete er dasselbe «schäbige» Schlösschen in Granada, wo man die Zeitung fallen lassen und die Füße hochlegen konnte. Er suchte sich eine Stelle an der verputzten Wand, wo er mit Bleistiftstrichen die Größe seiner Kinder markierte. In späteren Jahren bekam er feuchte Augen, wenn dieser Ort erwähnt wurde – er hatte so viel falsch verstanden, er hatte es vermässelt, und doch hatte er dort, wo seine Kinder unbeschwert unter den Orangenbäumen spielten, etwas richtig gemacht.

Aber am Ende hatte es eine Art Abtrift gegeben. Im Nachhinein, als seine Kinder zurückblickten und zu begreifen versuchten, was geschehen war, konnten sie den Beginn seiner Verwandlung genau an dem Punkt festmachen, an dem er sein Interesse am Vergnügen verlor. Eine Kluft öffnete sich zwischen Epstein und seinem großen Hunger – dieser wich hinter den Horizont zurück, den ein Mensch in sich trägt. Fortan verzichtete er auf die Jagd nach exquisiter Schönheit. Ihm fehlte das, was nötig war, um alles in Einklang zu bringen, oder er war es leid, danach zu streben. Eine Weile hingen die Gemälde noch an den Wänden, aber er hatte nicht mehr viel mit ihnen zu tun. Sie führten, in ihren Rahmen träumend, ihr Eigenleben fort. Etwas in ihm hatte sich verändert. Der Starksturm, Epstein zu sein, blies nicht mehr nach draußen. Eine große, unnatürliche Stille

legte sich über alles, wie vor radikalen Wetterereignissen. Dann wechselte der Wind und drehte sich nach innen.

Das war der Moment, in dem Epstein begann, Dinge wegzugeben. Zunächst eine kleine Maquette von Henry Moore, die er seinem Arzt gab, als dieser sie bei einem Hausbesuch bewunderte. Von seinem Bett aus erklärte der grippekranke Epstein Doktor Silverblatt, in welchem Schrank die Luftpolsterfolie zu finden sei. Ein paar Tage danach zog er den Siegelring von seinem kleinen Finger und ließ ihn dem überraschten Pförtner Haaron anstelle eines Trinkgelds in die Hand fallen; seine nackte Faust im Licht der Herbstsonne wendend, lächelte er in sich hinein. Bald danach gab er seine Patek Philippe weg. «Ich mag deine Uhr, Onkel Jules», hatte sein Neffe gesagt, und schon löste Epstein das Krokoarmband und schenkte sie ihm. «Ich mag auch deinen Mercedes», sagte sein Neffe, worauf Epstein nur lächelte und dem Jungen die Wange tätschelte. Aber rasch verstärkte er seine Bemühungen. Weiter gebend, schneller gebend, begann er genauso wild zu schenken, wie er früher akquiriert hatte. Die Gemälde gingen eins nach dem anderen an Museen; er hatte die Kunstspedition auf der automatischen Anwahl, wusste, welcher der Männer Roggensandwich mit Pute und welcher Fleischwurst liebte, und sorgte dafür, dass der Deli-Lieferdienst wartete, wenn sie ankamen. Als sein Sohn Jonah, darauf bedacht, nicht den Anschein selbstsüchtiger Motive zu erwecken, ihn von weiterer Philanthropie abzubringen versuchte, sagte Epstein ihm, er schaffe sich Raum zum Denken. Wenn Jonah darauf hingewiesen hätte, sein Vater sei doch sein Leben lang ein rigoroser Denker gewesen, hätte Epstein vielleicht erklärt, dieses Denken sei von einer ganz anderen Art: ein Denken, das noch nicht wisse, worauf es hinauswolle. Ein Denken ohne Hoffnung auf Erfolg. Aber Jonah – der so überempfindlich war, dass Epstein eines Nachmittags, auf einer privaten Führung durch die neuen Gale-

rien griechischer und römischer Kunst im Met, vor einer Büste aus dem zweiten Jahrhundert gestanden und seinen Erstgeborenen darin gesehen hatte - antwortete nur mit verletztem Schweigen. Wie bei allem, was Epstein tat, fasste Jonah die absichtliche Entsorgung von Vermögenswerten durch seinen Vater als Affront und einen Grund mehr auf, sich gekränkt zu fühlen.

Ansonsten machte Epstein keine Anstalten, sich irgendjemandem gegenüber zu erklären, außer einmal Maya. Dreizehn Jahre nach Jonah und zehn nach Lucie, zu einer weniger turbulenten und bewegten Zeit in Epsteins Leben auf die Welt gekommen, sah Maya ihren Vater in einem anderen Licht. Zwischen ihnen herrschte eine natürliche Ungezwungenheit. Auf einem Spaziergang durch die nördlichen Gebiete des Central Park, wo Eiszapfen von den großen Schiefernasen hingen, erzählte er seiner jüngsten Tochter, dass er sich allmählich von all diesen Dingen um ihn erstickt fühle. Dass er eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Leichtigkeit empfinde - etwas, was ihm, wie er erst jetzt merke, sein Leben lang fremd gewesen sei. Sie blieben einen Augenblick am oberen See stehen, der mit einer dünnen grünlichen Eisschicht bedeckt war. Als eine Schneeflocke auf Mayas schwarze Wimpern fiel, wischte Epstein sie sanft mit dem Daumen weg, und Maya sah ihren Vater mit fingerlosen Handschuhen einen leeren Einkaufswagen den Upper Broadway hinunterschieben.

Er schickte Kinder von Freunden aufs College, ließ Kühlschränke liefern, bezahlte der Frau des altgedienten Hausmeisters seiner Anwaltskanzlei ein Paar neue Hüften. Er leistete sogar die Anzahlung auf ein Haus für die Tochter eines alten Freundes; kein beliebiges Haus, sondern ein großzügiges Anwesen im Greek-Revival-Stil mit alten Bäumen und mehr Rasen, als die überraschte neue Eigentümerin gebrauchen konnte. Sein Anwalt Schloss -Testamentsvollstrecker und langjähriger Vertrauter -, durfte sich nicht

einmischen. Schloss hatte schon einmal einen Mandanten gehabt, der von der Krankheit radikaler Wohltätigkeit befallen worden war, ein Milliardär, der seine Häuser eins nach dem anderen verschenkte, gefolgt von dem Boden unter seinen Füßen. Das sei eine Art Sucht, sagte er Epstein, und später werde er es vielleicht bereuen. Schließlich sei er noch keine siebzig; er könne noch dreißig Jahre leben. Aber Epstein schien ihm kaum zugehört zu haben, genau wie er nicht zugehört hatte, als der Anwalt heftig davon abriet, Lianne mit ihrem ganzen Vermögen gehen zu lassen, und wie er ein paar Monate später nicht zuhörte, als Schloss erneut versuchte, ihn von etwas abzubringen, diesmal von seinem Rückzug aus der Anwaltskanzlei, deren Partner er fünfundzwanzig Jahre lang gewesen war. Epstein hatte nur über den Tisch hinweg gelächelt und das Thema auf seine Le-sevorlieben gebracht, die neuerdings eine mystische Wendung genommen hatten.

Es habe mit einem Buch begonnen, einem Geburtstags-geschenk von Maya, erzählte er Schloss. Sie schenkte ihm immer seltsame Bücher, die er manchmal las und meistens nicht, was sie jedoch nicht zu stören schien - von Natur aus ein freier Geist, war sie das Gegenteil ihres Bruders Jonah und nahm selten etwas übel. Epstein hatte es eines Abends aufgeschlagen, ohne die Absicht, es wirklich zu lesen, aber es hatte ihn mit fast magnetischer Kraft hineingezogen. Es stammte von einem israelischen, in Polen geborenen Dichter, der mit sechsundsechzig gestorben war, zwei Jahre jünger als Epstein jetzt. Aber das autobiographische Büchlein, das Zeugnis eines Menschen allein im Angesicht Gottes, war geschrieben worden, als der Dichter erst siebenundzwanzig war. Das, sagte Epstein zu Schloss, habe ihn überwältigt. Mit siebenundzwanzig sei er selbst ge-blendet gewesen von Ehrgeiz und Hunger - auf Geld, Sex, Schönheit, Liebe, Größe, aber auch auf das Alltägliche, auf alles Sichtbare, Riechbare, Fühlbare. Wie hätte sein Leben

verlaufen können, wenn er sich mit der gleichen Intensität dem Reich des Spirituellen gewidmet hätte? Warum hatte er sich dem so vollständig verschlossen?

Während er sprach, hatte Schloss ihn auf sich wirken lassen: seinen hin und her irrenden Blick, das silbergraue Haar, das bis über den Kragen fiel, erstaunlich, wo er doch immer so peinlich auf sein Äußeres geachtet hatte. «Was haben Sie zum Vorteil des Steaks gegen seine Konkurrenten zu sagen?», war die berühmte Frage, die Epstein dem Ober zu stellen pflegte. Aber jetzt blieb die Platte mit der Seezunge unberührt und strafte seinen gewohnten Hunger Lügen. Erst als der Ober kam, um zu fragen, ob etwas nicht in Ordnung sei, senkte Epstein den Blick und erinnerte sich an das Essen, aber auch dann stocherte er nur mit der Gabel darin herum. Nach Schloss' Eindruck hatte das, was Epstein widerfuhr – die Scheidung, der Rückzug, dass alles sich auflöste, von ihm abfiel –, nicht mit einem Buch begonnen, sondern vielmehr mit dem Tod seiner Eltern. Aber dann, als Schloss Epstein in den Fond der dunklen Limousine steigen ließ, die vor dem Restaurant auf ihn wartete, besann der Anwalt sich einen Augenblick, die Hand auf dem Autodach. Er blickte zu dem im dunklen Inneren merkwürdig verschwommenen Epstein hinein und fragte sich kurz, ob mit seinem langjährigen Mandanten nicht etwas Schlimmeres sei – eine Art neurologische Verwirrung vielleicht, die sich ins Extreme steigern könnte, ehe sie als Krankheit diagnostiziert würde. Damals hatte Schloss den Gedanken vertrieben, aber später erschien er ihm als visionär.

Und tatsächlich, nach fast einjährigem Abhämmern all dessen, was sich ein Leben lang aufgetürmt hatte, erreichte Epstein schließlich die unterste Schicht. Dort stieß er auf die Erinnerung an seine Eltern, die nach dem Krieg an die Ufer Palästinas gespült worden waren und ihn unter einer durchgebrannten Glühbirne gezeugt hatten, die zu erset-

zen sie nicht das Geld besaßen. Im Alter von achtundsechzig Jahren, mit nunmehr freiem Raum zum Denken, fühlte er sich verzehrt von jener Dunkelheit, tief davon berührt. Seine Eltern hatten ihn, ihren einzigen Sohn, nach Amerika gebracht und, kaum dass sie Englisch gelernt hatten, ihre in anderen Sprachen begonnenen Schreikämpfe wieder aufgenommen. Später kam seine Schwester Joanie dazu, aber sie, ein verträumtes, teilnahmsloses Kind, ließ sich nicht ködern, und so blieb es ein Dreieckskampf. Seine Eltern schrien einander an, und sie schrien ihn an, worauf er gegen einen oder beide zurückschrie. Seine Frau Lianne hatte sich nie an solch heftige Liebe gewöhnen können, obwohl sie deren Hitze anfangs, da sie selbst aus einer Familie kam, in der sogar das Niesen unterdrückt wurde, anziehend gefunden hatte. Schon früh, während der Brautwerbung, hatte Epstein ihr erzählt, die Brutalität und Zärtlichkeit seines Vaters hätten ihn gelehrt, dass ein Mensch nicht kleinzukriegen sei, eine Lektion, die ihm sein Leben lang als Leitfaden dienen sollte, und lange Zeit hatte Lianne darin – in Epsteins eigener Komplexität, seiner Widersetzlichkeit gegen leichte Einordnung – etwas Liebenswertes gesehen. Doch schließlich war es ihr zu viel geworden, wie es so vielen anderen zu viel geworden war, wenngleich nie seinen Eltern, die seine unermüdlichen Sparringpartner blieben und, wie Epstein es manchmal empfand, nur deshalb so hartnäckig fortgelebt hatten, um ihn zu quälen. Er hatte sich um sie gekümmert bis ans Ende, welches sie in einem Penthouse in Miami verlebten, das er ihnen gekauft hatte, mit Hochflorteppichen, in denen sie bis zu den Knöcheln versanken. Aber Frieden hatte er nie mit ihnen gefunden, und erst nach ihrer beider Tod – seine Mutter war dem Vater innerhalb von drei Monaten gefolgt – und nachdem er fast alles weggegeben hatte, verspürte Epstein den scharfen Stich des Bedauerns. Die nackte Glühbirne flackerte hinter seinen entzündeten Lidern, wenn er zu schlafen ver-

suchte. Er konnte nicht schlafen. Hatte er versehentlich den Schlaf weggegeben, mit allem anderen?

Er wollte etwas im Namen seiner Eltern tun. Aber was? Seine Mutter hatte, noch zu Lebzeiten, eine Gedenkbank in dem kleinen Park vorgeschlagen, in dem sie zu sitzen pflegte, während sein Vater oben in Anwesenheit Conchitas, der Tag-und-Nacht-Betreuerin, den Geist aufgab. Von jeher eine große Leserin, nahm seine Mutter stets ein Buch mit in den Park. In ihren letzten Jahren hatte sie sich an Shakespeare gemacht. Einmal hörte Epstein sie zu Conchita sagen, sie müsse unbedingt *König Lear* lesen. «Das gibt es sicher auch auf Spanisch», hatte sie zu der Betreuerin gesagt. Jeden Nachmittag, wenn die Sonne nicht mehr auf dem höchsten Stand war, fuhr seine Mutter, die Großdruckausgabe eines Stücks von dem Barden in der nachgemachten Prada-Tasche, die sie – gegen Epsteins Proteste, dass er ihr eine echte kaufen würde – bei einem Afrikaner am Strand erstanden hatte (was brauchte sie eine echte?), mit dem Aufzug nach unten. Der Park war heruntergekommen, die Spielgeräte von Möwen verschissen, aber in der Nachbarschaft gab es sowieso niemanden unter fünf-undsechzig, der darauf hätte herumklettern können. Hatte seine Mutter es ernst gemeint mit der Bank, oder hatte sie das nur mit dem üblichen Sarkasmus vorgeschlagen? Epstein wusste es nicht, und so wurde zur Sicherheit eine Bank aus Lapachoholz, das dem tropischen Wetter standhalten konnte, für den schmutzigen Park in Florida bestellt, an der Lehne ein angeschraubtes Messingschild, auf dem stand: ZUR ERINNERUNG AN EDITH «EDIE» EPSTEIN. «NICHT BRAUCH' ICH ZU GEFALLEN DIR DURCH ANTWORT.» – WILLIAM SHAKESPEARE. Er ließ dem kolumbianischen Pförtner des Gebäudes seiner Eltern zweihundert Dollar da, damit er es zweimal im Monat zugleich mit dem Messing in der Eingangshalle polierte. Doch als der Pförtner ihm ein Foto von der makellosen Bank schick-

te, schien es Epstein schlimmer zu sein, als wenn er gar nichts getan hätte. Er erinnerte sich daran, wie seine Mutter ihn immer angerufen hatte, wenn er zu lange nichts von sich hören ließ, und mit von sechzig Jahren Rauchen heiserer Stimme Gott zitierte, der den gefallenen Adam rief: «Ay-eka?» *Wo bist du?* Dabei wusste Gott sehr wohl, wo Adam steckte.

Am Abend vor dem ersten Jahrestag des Todes seiner Eltern beschloss Epstein zwei Dinge: einen Zwei-Millionen-Kredit gegen die Sicherheit seines Apartments an der Fifth Avenue aufzunehmen und nach Israel zu reisen. Das Geldaufnehmen war neu, aber nach Israel war er, einem Wust von Bindungen verpflichtet, im Lauf der Jahre oft zurückgekehrt. Mit der Executive Lounge im fünfzehnten Stock des Hilton als rituellem Stammsitz hatte er dort regelmäßig Besuche von einer langen Reihe von Freunden, Verwandten und Geschäftspartnern empfangen, sich für alles begeistert, Geld, Meinungen, Ratschläge ausgeteilt, alte Streitigkeiten beigelegt und neue entzündet. Aber diesmal wurde seine Assistentin angewiesen, den Kalender nicht wie üblich zu füllen. Stattdessen wurde sie gebeten, Termine mit den Entwicklungsbüros der Hadassah, des Weizmann-Instituts und der Ben-Gurion-Universität zu vereinbaren, um die Möglichkeiten einer Stiftung im Namen seiner Eltern zu eruieren. Die restliche Zeit solle frei bleiben, sagte Epstein ihr; vielleicht werde er endlich ein Auto mieten, um eine Rundfahrt durch Teile des Landes zu machen, wo er seit vielen Jahren nicht gewesen sei, wie er es schon oft gesagt, aber nie getan habe, weil er dauernd damit beschäftigt gewesen sei, Konflikte beizulegen, sich in alles Mögliche zu verstricken und sich den Mund fusselig zu reden. Er wolle den See Genezareth, den Negev, die Felshügel von Judäa wiedersehen. Das Mineralblau des Toten Meeres.

Während er sprach, blickte Sharon, die Assistentin, zu ihm auf, und im vertrauten Gesicht ihres Chefs sah sie et-

was, was sie nicht kannte. Falls dies sie leicht beunruhigte, dann nur, weil es ihr wichtig war, ihren Job gut zu machen, und gut bedeutete zu wissen, was Epstein wollte und wie genau er es gern haben mochte. Nachdem sie seine Explosionen überlebt hatte, war ihr bewusst geworden, welche Großzügigkeit mit Epsteins Temperament einherging, und über die Jahre hatte er ihre Loyalität durch die seine gewonnen.

[...]